



Mika Frankenberg

DIE *K*ÄFERFRAU

Roman

Deutscher Taschenbuch Verlag

Die Arbeit an dem vorliegenden Roman wurde durch ein
Literaturstipendium des Landes Hessen gefördert.

*Dieses Buch ist ein Roman, und sämtliche darin beschriebenen
Ereignisse, Käfer, Personen und Institutionen sind fiktiv.*



FSC

Mix

Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. GFA-COC-1278

www.fsc.org

© 1996 Forest Stewardship Council

Originalausgabe

Januar 2009

© 2009 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München

www.dtv.de

Vermittelt durch die literarische Agentur

Thomas Schlück GmbH, Garbsen

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Umschlagbilder:

Corbis/zefa/T. Kruesselmann (oben) und
mauritus images/SuperStock

Satz: Fotosatz Amann, Aichstetten

Gesetzt aus der Sabon Antiqua 9,75/13,5

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-24698-9

ERSTER TEIL

Advent

I.

Mit vierzehneinhalb Jahren wurde ich stumm. Drei Monate später schickte die Schulleitung einen Brief des Inhalts: Ich würde mich nicht am Unterricht beteiligen, nicht auf Ansprache reagieren, weder von Mitschülern noch von Lehrern. Ob man wisse, was mit mir sei?

Gompf hieß mich nach dem Essen zurückbleiben und hielt mir, sobald wir allein waren, den Schrieb unter die Nase. Er tat verständnisvoll und kumpelhaft und versuchte einen intimen Plausch bei Kerzenlicht und Tee. Ich sagte keinen Ton und fantasierte mich an ein bretonisches Kliff, wie ich es jüngst in einem Kino erlebt hatte. Gischtig peitschte der Westwind den Atlantik gegen die Felsen. Was auch immer Gompf zu sagen hatte, das Meer übertönte es.

Zwei Tage darauf wurde ich zur Praxis einer so genannten Diplom-Psychologin gebracht. Sie residierte in einer großbürgerlichen Altbauwohnung. Das Behandlungszimmer verschluckte mich wie eine Wüste: vierzig Quadratmeter Fläche, fünf Meter Höhe, zweihundert Kubikmeter leerer Raum. An der hinteren Wand waren auf einem stählernen Regal Fachbücher ausgestellt und suggerierten Kompetenz. Die »Therapie« fand in einer künstlichen Oase statt, einer Sitzecke aus Möbeln mit braunem Cordbezug und Grünpflanzen in Terrakotta vor der Balkontür. Mit Lahnblick. Fühlt euch zu Hause,

heuchelte die Sitzecke, ihr seid unter Freunden, kehrt unbesorgt euer Innerstes nach außen.

Die Psychologin platzierte mich so, dass ich die entfernte Bücherwand im Blick hatte. Ich versank fast im weichen Treibsand des Sofas, sie saß mir gegenüber auf einem hart gepolsterten Sessel, aufrecht und gespannt wie ein Bogen vorm Schuss. Sie hatte den Lahnblick. »Nun wollen wir mal sehen«, eröffnete sie die Sitzung, »was du für Schwierigkeiten hast.«

Ich schwieg. Hundertzwanzig weitere Minuten sicherer Einsamkeit. Träge lag ich auf einer ungemähten Sommerwiese und betrachtete aus halbgeschlossenen Augen Ameisen, die an Halmen entlangkrochen und ihre Blattläuse molken. Grillen zirpten, ein Käfer krabbelte mir über den heißen, nackten Bauch. Gelegentlich summte eine Hummel. Die Gesellschaft von Insekten ist mir angenehm.

Am Abend nach der Sitzung verkündete mir Gompf: »Nur dass du's weißt, du bist 'ne Kandidatin für die Psychiatrie. Diese Verantwortung kann ich nicht mehr übernehmen. Ich ruf jetzt in Marburg an, schwerer Fall von Mutismus, in einer Stunde sind wir dich los.«

»Okay«, sagte ich, »ich sprech wieder. Auf Psychiatrie hab ich keinen Bock.«

»Na bitte«, sagte Gompf, »warum nicht gleich so.«

Zur Strafe gab es zehn Sitzungen bei der Psychologin. Und ich musste reden.

2.

Das Gehirn von Säugetieren, mehr als das von Arthropoden, ist ein Filter. Ins Bewusstsein dringt, was es durchlässt. Was wir aus dem Filtrat schließen, ist das, was wir schließen wollen.

»Man hat Sie mir als Käferexpertin empfohlen«, behauptet der kahle Mann mit dem Schmiss über dem Mundwinkel, der in mein Reich eingedrungen ist und sich ungefragt auf meinen liebsten Drehhocker gesetzt hat. Seinen Mantel hat er an den Garderobenhaken zwischen meine Sachen gehängt, als sei er hier zu Hause und richte sich auf längeren Aufenthalt ein. Er bringt feuchte Kälte in den Raum.

»Dann hat man Sie falsch informiert«, erkläre ich und bleibe neben der Tür stehen, die ich ihm in argloser Blödheit geöffnet habe. »Wenn Sie einen Entomologen brauchen, gehen Sie zu Christoph Kreil an der Uni.«

»Der schickt mich.«

Klar, um die widerliche Extraarbeit loszuwerden. Ich entwickle leichte Aggressionen gegen Christoph Kreil und artikuliere unzweideutig Protest: »Menschen riechen schon zu Lebzeiten nicht immer gut; in Toten herumzuschnüffeln weigere ich mich kategorisch. Außerdem erlaubt mein Arbeitgeber keine Nebentätigkeit. Tut mir leid, suchen Sie sich jemand anderen. Auf Wiedersehen.« Ausladend halte ich die Tür auf, doch dem Eindringling haftet der Hintern fest auf der Sitzfläche meines Drehhockers.

»Von einer Nebentätigkeit ist keine Rede. Es geht nur um eine einzige Frage, und Sie brauchen Ihre empfindliche Nase nicht in faules Fleisch zu stecken. Ich habe die Tierchen gleich mitgebracht.«

Aus der Aktentasche auf seinen Knien fischt er ein Schnapp-

deckelglas. Ich schließe leise die Tür und komme näher. Seine Gefangenen sind zwei linsengroße, bläulich-silbrig schillernde Käfer, von denen einer sich frenetisch krabbelnd müht, nach oben einen Ausgang zu finden, während der andere in seiner Not passives Abwarten vorzieht. Auch Käfer haben Persönlichkeit. Der Mann mit dem Schmiss hält mir das Glas in Brusthöhe auffordernd hin, ich starre schweigend und nehme es nicht.

»Ich habe so was noch nie gesehen«, kommentiert er. »Geben Sie mir irgendeine Idee, welches Genus es sein könnte. Dann komme ich mit der Literatur alleine weiter.«

»Nicht nötig. Ich kenne die Spezies«, sage ich, noch halb ungläubig. *Coleoptera*, zu Deutsch Käfer, sind mit knapp 400000 bekannten Arten die umfangreichste Ordnung im Tierreich. Ich hatte nicht damit gerechnet, im Schnappdeckelglas ausgerechnet alte Freunde anzutreffen.

»Und zwar?«, drängt das Schmissgesicht.

»*Pseudosilphida madagassa*, Erstbeschreibung Rigout 1986. Die wollen Sie in einer Leiche gefunden haben?«

Mir scheint das absurd. Über die Phylogenie der ziemlich seltenen, erst vor kurzem entdeckten Gattung *Pseudosilphida* habe ich vor Jahren meine Diplomarbeit geschrieben. Besonders die Spezies *Madagassa* ist mir dabei ans Herz gewachsen, die neben den bläulich-silbrigen Deckflügeln einen zartblau-violetten Bauchpanzer besitzt.

»Die Larven«, berichtet er mich. »Und sonst nicht allzu viel, der Tote lag in einem fast versiegelten Raum. Sind Sie denn sicher mit der Bestimmung? Wollen Sie nicht erst mal mit der Lupe oder dem Mikroskop –«

»Todsicher«, sage ich.

Er presst die schmalen Lippen abfällig zusammen, glaubt mir nicht. Den Namen *Pseudosilphida madagassa* notiert er

sich dennoch und lässt sich den zweiten Teil buchstabieren. »Ist das also eine heimische Art?«, fragt er abschließend, noch immer ahnungslos.

»Nein. Sie ist endemisch auf Madagaskar. Hier könnte sie wie alle Mitglieder ihrer Gattung nicht überleben, Temperaturen unter zehn Grad verträgt sie nicht.«

Die schütterten Brauen des Schmissgesichts ziehen sich verärgert bis spöttisch zusammen. »Und was schließen wir daraus?«, fragt er provokant.

»Dass Ihre Leiche auf Madagaskar gestorben ist«, antworte ich.

»So, so. Interessante Hypothese. Schade nur, dass der Ärmste erwiesenermaßen in Weinheim sein Leben ausgehaucht hat. Wird wohl doch eine andere Käferart sein, aber danke jedenfalls, dass Sie's versucht haben. – Jetzt verraten Sie mir mal, Frau Martens, wie kommen Sie eigentlich bei Ihrem deutschen Namen zu derart schwarzen Haaren und feurigen Augen?«

Auch das noch. Er hält mich für inkompetent, aber einen Flirt versucht er trotzdem. Feurige Augen, mir wird gleich schlecht. Meine Augen sind stumpf wie Holzkohle und kalt wie das Nordmeer.

»Ich habe nicht die geringste Ahnung«, erkläre ich, und er kann nicht wissen, wie wahr das ist.

»Versprengte Gene der römischen Besatzungsmacht«, schlägt er vor, dreht sich spielerisch auf meinem Lieblingshocker, den Kopf leicht geneigt, fixiert mich konzentriert wie ein Künstler sein Modell und macht keine Anstalten aufzubrechen. Gleich wird er mich zum Essen einladen.

»Jetzt gehen Sie bitte, ich habe zu arbeiten«, sage ich schroff.

Der Pathologe schweigt, während er seine Tasche packt. Als er nach seinem Mantel greift, schiebt er nach: »In gewisser

Weise liegen Sie gar nicht so falsch mit Madagaskar. Todesursache war nämlich ein tropisches Virus.«

Er schlägt die Tür zu. Direkt darauf klingelt mein Telefon.

Ich erleide den zweiten Schock des Tages: Der hochwohlgeborene Herr Vorstandsvorsitzende lässt mich in sein Allerheiligstes zitieren. Das ist der Mensch, der sich mit meiner Arbeit die goldenste aller Nasen verdient. Massivgold, zweiundzwanzig Karat. Ich kenne ihn und sein Gold nur von Fotos. Er mich gar nicht.

Ich gehorche und begeben mich zur Audienz. Er sieht anders aus als seine Fotos. Kleiner. Grauer. Machtloser.

»Ich höre«, eröffnet Goldene Nase, »Sie wollen sich auf Antikörper verlegen?«

»Stimmt«, gebe ich zu. »Ich habe eine Idee, wie man mit monoklonalen Antikörpern die HIV-spezifische T-Helferzellen-Antwort enorm stimulieren kann, ganz ohne die Gefahr von Resistenzen.«

»Wenn Antikörper so vielversprechend sind«, sagt er, »dann verschwenden Sie Ihre Zeit nicht mehr mit Aids. Orientieren Sie sich neu. Alzheimer ist der Markt der Zukunft.«

»Mit Antikörpern? Die müssten erst mal die Blut-Hirnschranke überwinden. Ich kenne mich mit Alzheimer nicht aus, aber mir scheint, wir werden mit Antikörpern bestenfalls die inflammatorischen Prozesse hemmen können. Um den Preis von erheblichen Nebenwirkungen. Bei Aids ist mehr drin. Ich denke an Impfung und an Heilung.«

»Liebe Frau Dr. Martens, Aids ist ausgereizt. Die Leute überleben; was wir an ihnen verdienen können, verdienen wir, und zwar Monat für Monat dreißig Tausender pro Patient. Na, das wissen Sie ja. Die Patente sind noch zwölf bis fünfzehn Jahre gut. Bringen wir ein echtes Heilmittel, brechen uns die Gewinne ein. Eine krasse Fehlinvestition, für die uns die

Aktionäre prügeln würden. Alzheimer dagegen: ein potentieller Billionenmarkt. Stürzen Sie sich auf Alzheimer, ich will nach den Feiertagen ein Projektpapier sehen. Andernfalls kann Ihr Vertrag nicht verlängert werden. Nicht unter den derzeitigen Bedingungen.«

Während Goldene Nase sagt, was er zu sagen hat und was man anders nicht von ihm erwartet, sehe ich gelangweilt an ihm vorbei auf einen Falter, der sich zum Überwintern auf einen Metallstreben der durchgehenden Fensterfront gesetzt hat. Wir sind hoch über der Stadt. Sonst blickt man hier wohl auf den Heiligenberg, jetzt, es dunkelt längst an diesem trüben Dezembertag, ist die Glasfläche hinter dem Schreibtisch opak und glänzend. Der Bildschirm spiegelt sich darin. Ich habe abnorm scharfe Augen: Hundertzwanzig Prozent Sehkraft. Ich kann außergewöhnlich schnell Spiegelschrift lesen. Ich sehe plötzlich meinen Namen.

Auf Goldene Nases Bildschirm flackert eine Mail.

Ich lese: »... haben meine Nachforschungen über die Identität von D. Martens deine Vermutung bestätigt. Beste Grüße, Th. Breitenbach.«

Professor Thomas Breitenbach ist mein ehemaliger Chef, Abteilungsleiter am »Heilmann-Institut für Innovation in der Onkologie«. (Das Heilmann-Institut wurde von der Uni 1990 als Stiftung gegründet, eine Ergänzung zum grundlagenforschenden Krebsforschungszentrums gleich nebenan.) Breitenbachs Duzbekanntschaft mit Goldene Nase rührt daher, dass er ihm vor Jahren ein Patent verkauft hat. Erst das Patent, dann seine Entwicklerin. Das war ich.

Wortkarg gebe ich jetzt nach der Weise der Lohnsklaven klein bei, was meine künftige Forschungsrichtung betrifft.

»War schön, Sie kennenzulernen«, sagt Goldene Nase.

»Ganz meinerseits«, sage ich und stehe auf. Er beugt sich

vor und streckt mir die Hand entgegen. Ich lasse sie ungeschüttelt in der Luft hängen und wende mich zur Tür. Mit weichen Knien stakse ich durchs Vorzimmer Richtung Aufzug.

Vor fünf Sekunden hat mich die Erkenntnis durchschlagen, dass Goldene Nase mein Vater ist.

3.

Ich habe keine konkreten Erinnerungen an meine Eltern. Im Gedächtnis geblieben ist mir aus den ersten vier Jahren meiner Existenz ein Gefühl ohne Namen, amorph, unbegriffen, wie das eines Tieres. Es ist beängstigend und doch wohltuend. Vielleicht empfindet Ähnliches ein Seiltänzer, der sich ohne Netz in mörderischer Höhe über den Draht tastet, einen vorsichtigen Fuß vor den anderen setzt, ins Wanken kommt und sich wieder fängt. Eher angespannt als geborgen fühlt er sich dort oben, aber die Zirkuskuppel ist seine Heimat, und sich vor Stürzen vorsehen zu müssen ist er gewohnt.

Ich bin irgendwann heruntergefallen.

Goldene Nase hätte mich auffangen müssen. Doch er hat lieber nach seiner Karriere gegriffen. Leitet heute einen internationalen Konzern und verteilt Aufsichtsratsposten an Politiker. Hat die Chuzpe, mich unter einem Vorwand einzustellen, um zwischen Büro und Galaabend einen flüchtigen Blick auf die mindere Frucht seiner Lenden zu werfen. Aha, so sieht sie also aus, interessant. Gut, nun reicht's, genug gesehen, muss mich vor heute Abend noch frisch machen. »War schön, Sie kennenzulernen.«

Goldene Nase wird massiven Ärger mit mir kriegen. Wenn er wirklich mein Vater ist. Dessen muss ich erst sicher gehen.

Ich fasse alsbald einen Plan. Gegen sechs wandere ich durch die kalte, stille, dunkle Luft zum Heilmann-Institut.

»Professor Breitenbach ist leider nicht mehr im Hause«, teilt mir dessen Vorzimmerdame mit, als ich bei ihr eintrete. Sie sehr wohl noch, die treue Dienerin ihres millionenschweren Herrn. In einer dicken Vase hält sie sich silbern und rot geschmücktes Tannengrün, übermorgen ist der zweite Advent.

»Macht nichts«, sage ich ganz wahrheitsgemäß, »ich muss ihn nicht persönlich sprechen. Ich bräuchte nur was von seinem Schreibtisch. Die Kopie einer Meta-Untersuchung über die Nebenwirkungen von Sertralin. Ich hatte sie neulich an Thieme verliehen. Der meint, sie müsse jetzt irgendwo bei Breitenbach im Büro sein.«

»Ich wüsste nicht – also gut, ich seh mal nach«, erklärt müde, aber hilfsbereit Fräulein Vorzimmer und verschwindet nach hinten.

»Der Text ist englisch«, rufe ich noch durch den Türspalt, während mich schon ein geräuschloser Schritt zu den Unterschriftenmappen trägt. Flink klappe ich rosa Kartonseiten um. Der heutige Posteingang: irrelevant. Zu unterschreibende Schriftstücke: Fehlanzeige.

»Also, ich seh da nichts«, sagt Fräulein Vorzimmer beim Wiedereintritt. Ganz mein Eindruck, doch noch habe ich nicht fertig geschnüffelt.

»Aber ich bräuchte die Untersuchung heute noch. Wir machen eine Pressemitteilung, die muss vor acht raus. Haben Sie auch in den Schubladen nachgesehen?«

Sie verschwindet wieder, nicht mehr so bereitwillig, leicht gereizt.

Oben auf ihrer Ablage, die sich hinter dem lamettierten Tannengrün versteckt, entdecke ich drei Briefe für die Poststelle. Einer ist an Goldene Nase adressiert. Ich versenke ihn

tief in meiner Manteltasche und halte die Hand darüber, um eine herausragende Ecke zu verbergen.

»Es tut mir wirklich leid, Frau Dr. Martens«, bescheidet mich Fräulein Vorzimmer, frustriert zurückgekehrt.

»Das ist aber ärgerlich«, schauspielere ich. »Mal sehen, was ich da jetzt mache. Vielen Dank jedenfalls, und schönes Wochenende.«

Ich öffne den Umschlag erst zu Hause, im Sitzen an mein summendes Kerbtierreservat gelehnt. Obenauf finde ich eine vorgedruckte Kurznachricht von Breitenbach an Goldene Nase: *Zu Ihrer Information/Zum Verbleib* ist angekreuzt, darunter geklammert ein Blatt mit dem Briefkopf der Marburger Uniklinik. Eine karge Mitteilung in Times New Roman, ohne Anrede, Unterschrift oder den Namen des Verfassers. »Gemäß Ihrer Anfrage informiere ich Sie, dass laut Archiv eine Dörte Martens am 14.05.1982 hier im Haus entbunden hat.«

4.

Mit fünfzehn wurde ich schwanger. Ich spürte einen schweren, sanft glühenden Punkt in meinem Unterleib, so als hätte ich plötzlich ein Zentrum.

»Hast du hinterher einen Moment Zeit für mich?«, fragte ich Gompf beim Abendessen.

»Kann das bis Donnerstag warten?«, fragte er zurück.

»Okay. Dann wartet es halt.«

Am Donnerstagnachmittag saß ich ihm in seinem Büro gegenüber. Es war schmucklos und etwas unordentlich, durchs Fenster sah man auf eine unverputzte Backsteinwand. In einem Pappkarton neben dem Tisch standen mit Folienschrei-

ber nummeriert die sechs oder acht Schallplatten, Sprechplatten zumeist, die uns bei besonderen Gelegenheiten zur Erbauung vorgespielt wurden. Ganz vorn lehnte eine Platte von Otto Waalkes, die mit dem Schaf namens Dööörte. Sie war mit Abstand die beliebteste im Heim. Außer bei mir.

»Ich krieg ein Baby«, sagte ich.

»Red keinen Scheiß.«

Ich wedelte mit einem Attest. Ich war heimlich beim Arzt gewesen. Gompf lief rot an. »Ich werd gleich fuchsteufelswild«, knurrte er.

Zehn Sekunden Pause.

Dann brüllte er los: »Hab ich euch nicht tausendmal eingeschärft: Wenn ihr schon vögeln müsst, nehmt verdammt noch mal ein Gummi! Bist du zu blöd dazu, oder was?«

Gompf war Sozialpädagoge, saß neuerdings für die Grünen im Stadtrat und pflegte nach seinen eigenen Worten eine freizügige und unverklemmte Einstellung zur Sexualität. Mit Vorliebe las er uns aus *Sexfront* von Günter Amendt vor.

Ich schwieg. Gompf suchte in einem Adressbuch, dann griff er zum Hörer seines Telefons.

»Albert-Schweitzer-Heim, Gompf. Ich hab hier ein Mädels, das braucht 'ne Soziale Indikation. Termin so bald wie irgend möglich, Sie wissen ja . . .«

»Ich will keine Abtreibung«, sagte ich.

Gompf machte einen Termin aus und legte auf.

»Ich werd das Kind kriegen«, sagte ich.

»Du wirst überhaupt nichts!«, brüllte Gompf.

Als die Bullen mich mal vorbeibrachten, weil ich beim Klau einer Seidenjacke erwischt worden war, hatte er nicht halb so viel Wind gemacht.

»Es ist mein Kind«, sagte ich. »Das kannst *du* nicht entscheiden.«

»Du kannst das nicht entscheiden«, brüllte er. »Du bist doch nicht normal! Du kannst ja nicht mal auf dich selber aufpassen, geschweige denn auf ein Kind!«

»Ich passe seit fünfzehn Jahren auf mich selber auf.«

»Und wir sehen ja, was dabei rauskommt. – Mal ehrlich, Dörte. Wie soll das denn gehen, du musst jeden Tag in die Schule, du hast doch überhaupt keine Zeit, dich um ein Kind zu kümmern.«

»Du erst recht nicht«, sagte ich. »Und du hast trotzdem zwei.«

»Also, also, jetzt mach aber mal 'nen Punkt, bitte. Das ist doch was anderes! Ich . . . ähm, meine Frau ist schließlich nachmittags zu Hause. Wir sind zu zweit und haben Geld. Du hast keins. – Wer ist denn überhaupt der Vater, wenn ich fragen darf? Einer aus dem Haus?«

»Nö«, sagte ich. »Hab ich in Marburg kennengelernt.«

»Name?«

»Hab ich nicht gefragt.«

»Wie bitte?«

»Ich hab ihn nicht gefragt, wie er heißt.«

»Da fickst du mit einem Typen und weißt nicht mal, wie er heißt? Du bist ja völlig verquer. Aber das Kind willst du kriegen! Nicht zu fassen. Wie stellst du dir das vor, was du dem Kind später sagst: Öh, dein Vater, keine Ahnung, wer das war, kenn den Namen nicht.«

»Ich kenne die Namen von meinem Vater und von meiner Mutter auch nicht. Weil ihr sie mir nicht sagt.«

»Gesetz ist Gesetz. Willst du dasselbe deinem Kind zumuten, aus grober Fahrlässigkeit? Weil's dich einfach nicht interessiert hat, wie der heißt, von dem du dich bumsen lässt?«

Ich schwieg. Gompf zündete sich eine Zigarette an.

»Jetzt hör mir mal zu«, sagte er, Rauch ausblasend. »Ich sag

dir mal was. Du bist schwer gestört, Dörte. Ist nicht deine Schuld. Hat was mit frühkindlicher emotionaler Deprivation zu tun. Aber Fakt ist: Du bist überhaupt nicht in der Lage, einem Kind die Liebe und Wärme zu geben, die es braucht.«

Er ging zum Aktenschrank, schloss ihn auf, holte einen Ordner hervor. Dann lehnte er sich in seinem gepolsterten Bürossessel zurück, den Ordner auf den Schenkeln, ein Knie an der Tischkante, mit dem er den Sessel rhythmisch leicht hin und her drehte, und blätterte, bis er fand, was er suchte. »Is eigentlich vertraulich«, sagte er, »der Bericht von der Psychologin. Aber ich will die Karten offen auf den Tisch legen. Also, hier geht's los: extrem introvertiert und verschlossen. Kontaktgestört. Emotionale Kälte. Unfähigkeit zu Empathie. – Mitgefühl heißt das: Empathie. Kannst du dir vorstellen, was das für ein Kind bedeutet: eine Mutter, die unfähig ist, Mitgefühl zu empfinden? – Und weiter geht's: Somatisierungsstörung. Autistische Züge. Antisoziale Persönlichkeit. Stark narzisstisch. Schizoide Züge. Und sie kommt zu dem Schluss: Dörtes Persönlichkeit weist pathologische Züge in mehrerer Hinsicht auf, die ihre soziale Anpassung erheblich beeinträchtigen und ihr emotionale Nähe zu anderen Menschen unmöglich machen. In Kombination mit ihrer hohen Intelligenz und der Tatsache, dass sie sich, wenn gefordert, oberflächlich täuschend normal verhalten kann, beinhalten ihre Persönlichkeitsmerkmale ein erhöhtes Risiko für Delinquenz und antisoziales Verhalten.«

Die Psychologin mit ihrer verständnisvollen Anbiederei. Das hatte sie also geschrieben. Mir liebevoll-wissend den Arm getätschelt und konsequent ihre Pflicht erfüllt.

Die schizoide Narzisstin hat seit Freitag ein Problem. Jemand spielt ein Spiel mit mir, das ich nicht verstehe. Jemand weiß mehr als ich und will mir offenkundig Übles. Was um alles in der Welt interessiert Goldene Nase meine Entbindung im Jahr 1982, und was weiß er darüber? Wer sitzt in Marburg in der Klinik, der anonym datengeschützte Informationen über mich herausgibt? Warum tut er das?

Ich muss Kontrolle über diese Situation bekommen.

Am Montag früh lasse ich mir einen Termin beim Kreisjugendamt Marburg geben, für die folgende Woche, denn vorher, sagt man mir, sei absolut nichts frei. Ich werde die Namen meiner Eltern verlangen. Während des Telefonats, mit einem Handy, zu dem mich mein Arbeitgeber verpflichtet hat, sitze ich in einem Zug nach Hamburg-Altona. Ich verlasse ihn knapp zwei Stunden später – in Marburg.

Die Stadt erinnert an Heidelberg. In der Mitte der grüne Fluss, rechts und links bewaldete Berge. Ganz oben das Schloss. Die Altstadt mit ihren Gassen, Plätzen und kleinen Läden. Verbindungshäuser. Studentisches Flair mit einem dezenten Hauch von Spät-68ern. In Marburg mehr Fachwerk und Gotik, in Heidelberg mehr Klassizismus. Ich bin versucht, den Aufzug der Buchhandlung Elwert in die Oberstadt zu nehmen, nur um zu testen, ob es ihn noch gibt; die Barfüßerstraße entlang- und den Steinweg hinunterzulaufen, um zu sehen, ob die Landschaft meiner Jugend noch intakt ist. Stattdessen klimme ich auf der anderen Seite der Lahn hinauf zur Uniklinik. Es ist feuchtkalt und gerade eben frostfrei. Bei jedem Schritt am steilen Berg gebe ich fauchend ein weißes Wölkchen kondensierte Atemluft von mir. Der Weg ist viel weiter, als ich ihn in Erinnerung habe.